



Illustriertes Erzgebirgisches Sonntagsblatt

Tageblatt Annaberger Wochenblatt

Hauptzeitung des Obererzgebirges

Glück auf zum Neuen Jahr!

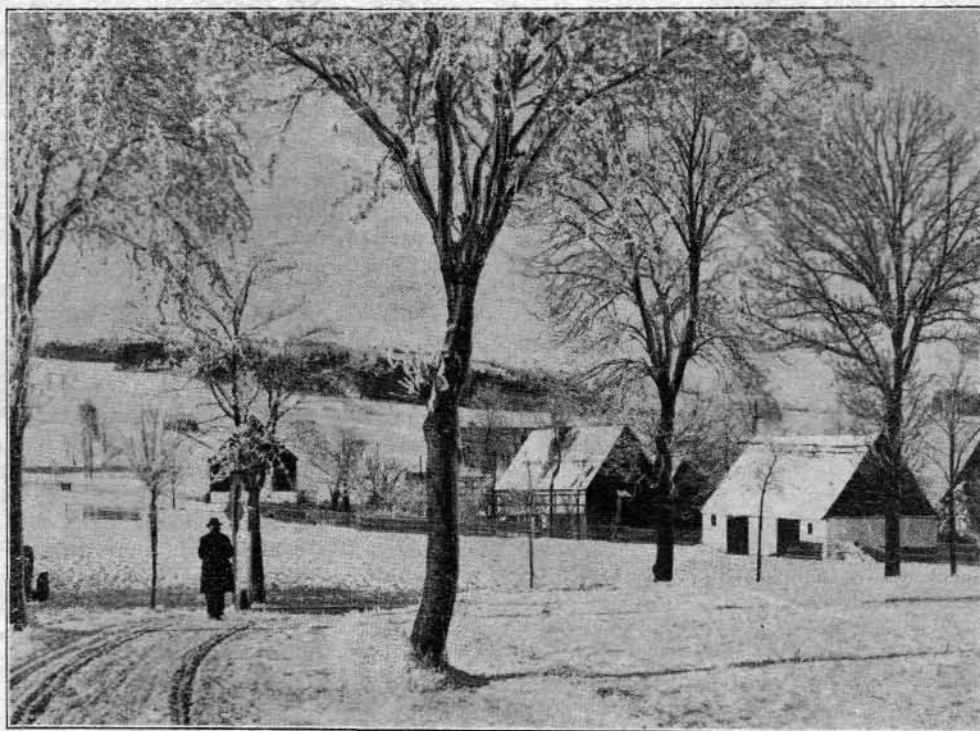
Ein Neues will heraufsteigen, ein neues unbekanntes Etwas, das wir 1938 nennen. Oder sollte man lieber gar kein Aufhebens von einem neuen Jahre machen? Denn was bedeutet es schließlich, daß ein Jahr ging, und daß ein neues kommt! Was sind 12 Monate im rastlosen Strome zeitlichen Geschehens? Aber das Wort „Zeit“ ist ein seltsames Rätsel. Wenn man das Wesen der Zeit nur physikalisch nach Minuten und Stunden bestimmen wollte, dann würde das doch nicht allzuviel besagen. Zeit — da schwingt ein geistiger und seelischer Rhythmus mit. Zeit — da regen sich Stimmen vom Leben und Sterben. Zeit — da ist ein großes Fragen und Suchen und ein großes Wünschen und Hoffen. Ein neues Jahr — was bewegt da nicht alles eine einzelne Menschenbrust, aber auch die Familie, das Volk, die ganze Erdenwelt!

Sinngebung der Zeit? Goethe läßt seine persönlichen Lebenserinnerungen mit den Worten ausklingen: „Kind, Kind, nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als mutig gefaßt die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnerung er sich doch kaum, woher er kam!“ Und doch! Wenn der 1. Januar erscheint, da spricht man unwillkürlich vom Glück.

Man wünscht es sich selber, man wünscht es den anderen. Man denkt an die Verwirklichung irgendeines traumhaft schönen Lieblingsgedankens, man denkt an ein großes oder auch an ein ganz bescheidenes Glück. Junge und Alte haben so oder so ihre Glücksgedanken.

Wir haben es ja im Laufe des vergangenen Jahres so oft gespürt: Das Glück läßt sich nicht zwingen. Und doch bauen wir immer wieder ein wenig auf seine Gunst. Freilich wäre es schlecht um uns bestellt, wollten wir die Erfüllung aller unserer Wünsche dem Glück allein überlassen. Dann pendeln wir im Raum, ziellos, immer auf irgend etwas wartend . . . und vergessen in diesem Hoffen das Glück zu ergreifen, wenn es sich uns bietet. Ein altes Sprichwort sagt: Dem Mutigen hilft Gott — oder — wie es im Volksmund drastischer ausgedrückt wird: Hilf' Dir selbst, so hilft Dir Gott. Wir müssen diese alte

Volksweisheit nehmen, wie sie wirklich gemeint ist. Nicht im Sinne eigensüchtiger Selbsthilfe, die alles an sich reiht und dem anderen nichts läßt. Nein! Wohl aber in der Ausrichtung auf das Selbstvertrauen, auf das feste Zupacken und das Nicht-lockern lassen. Die Rückschläge kommen von selbst, und die Schwierigkeiten sind da, ohne daß wir sie erwartet haben. Aber je stärker wir uns fühlen, desto leichter wird es, den Widerwärtigkeiten zu trotzen. Sie finden nun einmal da. Und der kämpfe-



Neujahrstag im Obererzgebirge.

(Photo: Clemens Schreiber, Annaberg.)

rische Mensch mag sie auch nicht missen. Denn er wächst an dem Widerstand, den er findet. Der andere freilich, der aus dem Wissen um die Unabänderlichkeit des Schicksals lediglich die Resignation herleitet, mit der er sich dumpf und stumpf dem Leben ergibt, wird an den Nachschlägen zugrundegehen. Und ihn flieht auch das sogenannte Glück, das wir um die Neujahrszeit allen so recht von Herzen wünschen. Es ist vielleicht gar nicht eine so flatterhafte Person, wie es die alten Plastiken und Bilder zeigen: Mit wehendem Gewand, auf einer eilig rollenden Kugel ewig entfliehend. Aber es will umworben, will verdient sein. Und auf die Dauer — so sagt wiederum der Volksmund — hat es nur der Tüchtige.

Dem Kämpfer bringt die Gegenwart viel und sie wird ihn auch im neuen Jahr vor eine Fülle schönster, aber auch schwerster Aufgaben stellen. Sie trägt freilich kein Phlegma, keine Resignation und lacht über den, der müde geruhame, philiströse Zeiten herbeisehnt, weil ihn der Kampf unserer Ära mürbe gemacht hat.

Wir meinen: Uns hier oben ist es doch wirklich nicht schwer gemacht, Kämpfer zu sein und den Sinn alles Kampfes zu begreifen. Wohin wir schauen, ist Härte um uns. Die Natur gibt sich uns nicht verschwenderisch preis wie im Tiefland, unsere Winter sind länger und unsere Sommer sind kürzer. Was die Erde spendet, es will ihr vom Bauer abgerungen sein unter Mühen und Schweiß. Wo dort die Motorpflüge mühe-los den Boden aufbrechen, muß hier bei uns in harter Gemein-

schaftsarbeit von Mensch und Tier Furche um Furche gezogen werden. Und wenn anderswo die ersten Kirschchen geerntet werden, dann beginnen bei uns meist erst die Knospen aufzubrechen. Aber sagt: Lieben wir dieses unser Heimatland darum weniger? Wünschen wir uns fort aus den Bergen und ihren Stürmen in die freundlichere Geborgenheit des flachen Landes? Nein!

Und — so meinen wir — ist es auch mit dem Leben. Wir haben unsere Sehnsüchte und unsere Hoffnungen. Aber diese Hoffnungen sind uns nicht Anlaß, nun zu warten, bis sie Wirklichkeit werden. Nein, sie sollen die Triebfedern unseres Handelns und unseres Strebens sein. Und wenn — mit Wünschen geschwellt — wir unsere Brust wiederum einem neuen Jahr des Lebens entgegenreden, so stellen wir damit an die Zukunft unsere Forderungen. Aber wir wissen zugleich: Wo diese sind, sind auch Pflichten.

H. W.

* * *

Noch ein letztes Danken zollen
Freudig wir dem alten Jahr,
Das in Schaffen und in Wollen
Uns ein Jahr des Segens war,
Das in Mühen und in Streben
Kraftvoll vorwärts uns gebracht
Und das junge starke Leben
Deutschlands immer neu entfacht.

Nicht wie einst mit bangen Sorgen -
Aufrecht, stolz, der Kleinmut bar
Grüßen deinen ersten Morgen
Wir, du junges neues Jahr.
Heil'ger Wille, heil'ges Streben
Glüht in Hirn, in Herz und Hand:
Auch in dir das ganze Leben
Neu zu weihn dem Vaterland.

Felix Leo Göderitz.

Kampf um Grube



Hammerkott

Roman von Ernst Grau

1) „Sie denken an Terbrüggen?“ Er lachte herzlich auf. „Keine Sorge. Wir sind die besten Feinde unter der Sonne. Warum . . . ? Ja, das könnte ich Ihnen nicht einmal so genau sagen. Keine Gefühlsache. Beruht wohl auch auf Gegenseitigkeit. Als Fachmann ist er vielleicht nicht zu übertreffen, das gestehe ich ihm gern ehrlich zu. Aber als Mensch halte ich ihn für einen nicht so ganz einwandfreien und eigennützigen Charakter. Ihn und seinen Freund Meinders dazu.“

„Die beiden sind befreundet miteinander? Ich hätte eher das Gegenteil angenommen.“

Hellingrath hob die Schultern. Er wußte jetzt, daß Hammerkotts Tochter diese Frage gestellt hatte.

„Freund ist vielleicht nicht ganz das richtige Wort für dieses Verhältnis. Ich kann eben das Gefühl nicht loswerden, daß die beiden irgend etwas Gemeinsames in ihrer Vergangenheit haben, das vielleicht nicht ganz stubenrein ist. Nun, mich geht's nichts an und Sie werden das wahrscheinlich bald selbst merken, Sie haben ja die beiden dauernd um sich.“

Papa hält sehr viel von Terbrüggen, dachte sie und hätte es in ihrem Eifer beinahe auch ausgesprochen. Die plötzliche Gefährdung, sich zu verraten, jagte ihr das Blut ins Gesicht.

„Wie ich gehört habe“, versuchte sie, immer noch etwas unsicher, einzuwenden, „hat ihm Hammerkott eine Generalvollmacht gegeben. Das bedeutet doch, soweit ich mich darin auskenne, ein grenzenloses Vertrauen. Vielleicht tun Sie ihm also Unrecht?“

Energisch schüttelte er den Kopf.

„Walter Hammerkott ist ein viel zu geradliniger Charakter, aber er hat andererseits wieder viel zu wenig übrig für uns hier auf der Zeche. Er kennt von Terbrüggen nur die glatte Außenseite und sieht nur seine Erfolge, die ihm auch niemand abstreitet. Wir, die wir unter ihm stehen, wir wissen, daß er noch ein anderes Gesicht hat. Auch Sie werden das schon noch erfahren. Doch ich will Sie an diesem schönen Nachmittag nicht mit diesen unerfreulichen Dingen behelligen. Sagen Sie mir lieber, wann Sie mit mir einfahren wollen. Können Sie sich an einem der nächsten Vormittage, sagen wir am Dienstag, auf ein paar Stunden freimachen?“

„Sicher.“

Er sah sie etwas erstaunt an.

„Sagen Sie das nicht so siegesicher, Fräulein Reni. Bei Terbrüggen kann man das nie. Vor allem dürfen Sie gegen

ihn oder Meinders nichts davon verlauten lassen. Denn nach dem heutigen Auftritt werden vermutlich alle beide nicht sonderlich gut auf mich zu sprechen sein und würden die Sache ganz einfach verbieten . . .“ Er sah auf die Uhr. „Übrigens . . . haben Sie heute lange in Köln zu tun?“

Sie verstand diese Frage.

„Ich fahre voraussichtlich erst morgen am späten Abend wieder zurück . . . natürlich mit der Bahn“, setzte sie lächelnd hinzu.

„Schade . . .“

Eine unausgesprochene Bitte lag in diesem verzichtenden Bedauern. Aber er ließ es dabei. Sich aufzudrängen war nicht seine Art.

In Köln kam jedoch alles ganz anders, als Renate vorher gedacht hatte.

Um sieben Uhr traf sie mit ihrem Vater, wie verabredet, im Central-Hotel zusammen, und schon eine knappe Stunde später saßen sie wieder im Wagen und fuhren zum Flugplatz nach Nippes hinüber. Die fahrplammäßige Maschine nach Berlin stand schon startbereit. Renate mußte sich mit dem Einsteigen sehr beeilen und hatte kaum Zeit, sich von dem Vater zu verabschieden.

„Mach's gut, Mädel“, rief er ihr noch nach. „Und sag' ihr, daß ich am Dienstag nicht starten werde, wenn sie nicht dabei ist.“

„Sie wird kommen, Papa. Sei unbesorgt, ich . . .“, den Rest verstand er nicht mehr. Ihre Worte verwehten in dem aufbraulenden Lärm der Motoren.

Noch einmal winkte sie ihm zu. Dann wurde die Kabinentür geschlossen, der Flugpolizist gab das Zeichen zum Abflug und die Maschine sauste mit blühenden Propellern über das weite Feld dahin. Wenige Minuten später war sie im Dunst des aufsteigenden Abends verschwunden.

Walter Hammerkott sah ihr noch eine Weile nach und ging dann nachdenklich zu seinem Wagen, um in die Stadt zurückzufahren.

Seltfam, dachte er dabei, in den Frauen kennt sich unserer nie aus, selbst wenn es sich dabei um die eigene Tochter handelt, die einem sozusagen unter den Fingern groß geworden ist, und die man zu kennen glaubt wie sich selbst. Neulich noch bis zum letzten Augenblick diese abgrundtiefe Abneigung gegen Thora, eine Abneigung, gegen die nichts aufkam, an der Thora

selbst scheitern zu müssen glaubte, und heute . . . acht Tage später, ist sie wie ausgewechselt. Eine einzige Woche auf Hammerkott hat genügt, ihr verständlich zu machen, daß auch ich noch ein wenig Anspruch darauf habe, mir ein neues Glück aufzubauen.

Aber richtiger muß es wohl heißen: acht Tage Hellingrath, lächelte er still in sich hinein. Geschwärmt hat sie ja genug von ihm. Walter Hammerkott dacht an den Morgen, an dem er das letztemal auf der Zeche war und sah den blonden Riesen mit den gutmütigen, blauen Augen vor sich stehen, der wegen . . . was war es doch gleich . . . ach ja, wegen eines gerissenen Förderseils mit ihm gesprochen hatte. Ein aufrechter, gerader Kerl, nichts dagegen zu sagen. Und Renate?

„Sei einmal ganz ehrlich, Renate“, hatte er sie gefragt, „liebst du diesen Hellingrath?“

„Und wenn es so wäre, Papa . . .?“ war es etwas kleinlaut zurückgekommen.

„Also, es ist so, Mädel. Gut. Und er weiß in der Tat nicht, wer du bist?“

„Er hat keine Ahnung, Papa. Bestimmt nicht. Terbrüggen ist der einzige, der darum weiß.“

„Ich hoffe, du bist dir darüber im klaren, daß dieser Umstand entscheidend ist, Renate?“

„Aber was soll das, Papa? Ich habe dir doch erzählt, wie ich ihn kennengelernt habe. Woher sollte er also wissen, daß ich . . .“

„Gewiß. Aber wenn er nun trotzdem etwas erfahren hat und nun unter dem Schutz einer angeblichen Ahnungslosigkeit versucht, die Erbin von Hammerkott zu erobern, was dann? Die Möglichkeit besteht doch.“

„Rein. Ein solcher Fall ist völlig ausgeschlossen, Papa! Ich würde ihm auch eine solche Hinterhältigkeit niemals zutrauen.“

Er hatte sich schließlich damit zufrieden gegeben. Zumal Hellingrath ihm nicht unsympathisch war. Und wenn sich wirklich alles so verhielt, wie Renate sagte, warum sollte er sich dagegenstemmen? Dem unguten Beispiel des Senators Hagenström würde er gewiß nicht folgen.

Das schönste Ereignis dieses Tages jedoch war für ihn, daß Renate ihren Widerstand gegen Thora vergessen zu haben schien. Jetzt, wo sie selbst mit ihrem Herzen gebunden war, jetzt verstand sie ihn.

Renate sah hinab auf das Land tief unter ihr, das sich jetzt langsam in nächtliches Dunkel hüllte und zur Ruhe begab.

Dort unten grüßte das im letzten Widerschein des scheiden- den Tages matt aufglänzende breite Band des Rheins, zu beiden Seiten die Häuser Kölns, der großen Stadt, aus der viele Straßen hinausführten nach Nord und Süd in das deutsche Land.

Auf einer dieser Straßen fuhr er jetzt wohl wieder heimwärts, dachte sie mit suchenden Blicken. War es nicht möglich, daß er gerade in diesem Augenblick hinauf sah zu dem schwarzen Schatten, der am Himmel dahinstraste und dessen Motorengeräusch die Luft erzittern machte, nicht ahnend, daß sie zu ihm hinunter sah, daß sich ihre Blicke vielleicht irgendwo begegneten? Doch aus dem Dunkel kam keine Antwort auf diese Frage. Nur die roten Warnungslichter der hohen Fabrikschloten stiegen wie Leuchtkäfer zu ihr auf und flogen vorbei.

Glück ist Zufriedenheit, dachte sie weiter. In dieser Stunde fühlte sie, daß sie erst jetzt die tiefe Wahrheit begriff, die in diesem Worte lag. Was sie sich selbst nicht eingestehen wollte, das hatte der Vater auf seine Weise, die immer rücksichtslos gerade auf das Ziel losging, ausgesprochen. Ja, es war so, sie liebte den Mann, der so plötzlich und auf so wunderliche Weise in ihr Leben getreten war, den sie erst zweimal gesehen und gesprochen hatte und dessen Wesen doch ihr ganzes Sein und Denken bis in die letzten Ecken und Winkel ergriffen hatte. Was sie bisher nur als eine Woge unbekannter und widerstreitender Gefühle in ihrem Innersten mit sich herumgetragen hatte, das war durch die einfache Frage des Vaters zu einer schönen, strahlenden Wirklichkeit geworden. Ihr war, als sei sie damit durch ein hohes, goldenes Tor geschritten, hinein in eine andere, schönere Welt, in der Sonne und Glückseligkeit alles Leben überflutete. Alles Wünschen und Hoffen war ein glückliches Zufriedenheit geworden. Und welch ein größeres Glück stand ihr noch bevor für den Tag, an dem sie vor ihm hintraten und ihm die volle Wahrheit sagen würde.

Sie sah schon jetzt, wie er vor Freude rot wurde, wenn er hörte, daß er hier, auf diesem Grund und Boden, dem er seine ganze Liebe, sein ganzes Können und Wollen schenkte, daß er

hier auf Hammerkott nach eigenem Willen schalten und walten durfte. Renate war von glücklichen Zukunfts träumen so ganz erfüllt, daß ihr die wenigen Stunden des Fluges wie flüchtige Minuten vergingen.

Am Sonntag vormittag stand sie dann nach einer sorglos durchschlafenen Nacht vor der Tür, über deren Klingelknopf ein kleines, schmuckloses Messingschild hing, das den Namen Thora Kersten trug.

Bis zu dieser Tür war Renate Hammerkott unbekümmert ihren Weg gegangen. Aber beim Anblick dieses Namens zögerte sie nun doch, ehe sie die Hand hob, um zu läuten. Gestern hatte sie in ihrem überströmenden Glücksgefühl dem Vater bedenkenlos versprochen, alles wieder gutzumachen, was sie bisher je gegen Thora Kersten gefehlt hatte. Heute hieß es nun, dieses Versprechen zu erfüllen. Worte in Taten zu wandeln. Nur noch diese eine Tür trennte sie jetzt von der Frau, über die sie bisher so annähernd hinweggesehen hatte und die von nun an auch an ihrem eigenen Leben teilnehmen sollte. Die vielleicht die Hand der Versöhnung, die sie ihr bieten wollte, ebenförmig beachten würde, wie sie es einst selbst getan hatte. Die heute sogar ein Recht dazu hatte, wenn sie gewillt war, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Endlich läutete sie nun doch und ein Mädchen öffnete ihr. Ohne ihren Namen zu nennen, ließ Renate sich melden. So erreichte sie zunächst einmal, daß Thora Kersten den unerhofften und vielleicht auch unerwünschten Besuch nicht einfach ablehnte.

Dann stand sie in einem kleinen, gemütlichen Salon, dessen gediegene, alte Möbel sicher noch aus dem Hamburger Patri- zierhause des Senators Hagenström stammten. Doch Renate, die sich sonst gern mit solchen Dingen abgab, hatte jetzt kein Auge dafür. Sie trat ans Fenster und sah auf die sonntags- stille Straße hinunter, während sie noch einmal alles überdachte, was sie sich zu sagen vorgenommen hatte.

Aber als sie sich dann nach kurzen Minuten des Wartens auf das Geräusch der sich öffnenden Tür umwandte und sich einer durchaus nicht ablehnend dreinblickenden Frau gegenüber- sah, die ihr sogar nach kurzem Zögern mit einem herzlichen Lächeln die Hand entgegenstreckte, da war alles, was sie sich eben noch zurechtgelegt hatte, wie ausgelöscht. Sie fand kein Wort. Sie sah nur das vergebende Lächeln, das alles Ungemach vergessen zu haben schien, das diese Frau während eines langen Jahres willig hingenommen hatte.

„Es ist schön von Ihnen, Renate, daß Sie nun doch den Weg zu mir gefunden haben“, sagte Thora Kersten frohen Blickes, das Mädchen mit einer freundlichen Bewegung zum Sitzen einladend.

Renate blieb beschämt und verwirrt vor ihr stehen. Sie hatte sich diese erste Begegnung anders gedacht, sie hatte geglaubt, schenken zu können, und mußte es nun hinnehmen, daß sie selbst die Beschenkte war.

„Ich weiß . . . ich hätte früher kommen sollen . . .“, ent- gegnete sie endlich. „Ich habe ja so unendlich viel wieder gut- zumachen, Frau Thora.“

„Aber nun sind Sie ja da, Renate. Und damit ist doch alles gut.“

Was sie unter der Mißachtung des Mädchens gelitten ha- ben mochte, in diesem Augenblick hatte sie alles vergessen.

„Rein!“ Renate schüttelte heftig den Kopf, als wollte sie es sich selbst nicht leicht machen. „Es war ja alles so grenzenlos dumm von mir, Frau Thora. Ich bin doch kein Kind mehr . . .“

„Doch, Renate“, sagte Thora voll Güte und Verstehen. „Sie sind ein Kind, ein Kind, das seinen Vater zu verlieren glaubte.“

Der warme, mütterliche Ton in diesen Worten bezwang das Mädchen.

„Ja . . .“, kam es nach einer Weile leise. „Sie haben recht . . . so war es wohl. Und es reizte mich manchmal sogar, daß Sie es so einfach hinnahmen . . .“, gestand Renate fast ge- gen ihren Willen.

Mit einem nachsichtigen Lächeln stand die Ältere neben ihr und ihre beiden Hände lagen auf den Schultern des Mädchens.

„Ich habe das alles sehr gut verstanden, Renate. Aber was sollte ich tun? Ich liebe den Kampf nicht. Kampf ist nun einmal Sache des Mannes. Und ich bin eine Frau, nichts wei- ter, und will auch nichts weiter sein. Ich habe sehr früh lernen müssen, zu verzichten. Es ist schon lange her, und ich habe dann später gesehen, daß man auch darin ein wenig Glück zu finden vermag.“

Renate sah zweifelnd zu ihr auf. Einen geliebten Menschen aufgeben und dennoch . . . ?

„Glück im Verzicht . . .?“ fragte sie verwundert. „Da kann ich Ihnen nicht folgen, Frau Thora.“

Sie saßen nun einander gegenüber und jede schien in den Augen der andern zu suchen.

„Doch. Es ist so, Renate“, nickte Thora nach einer kleinen Pause. „Mehr als uns das Schicksal geben will, erreichen wir auch im Kampf nicht. Denn jedem ist sein Quäntchen Glück zugemessen und der Kampf würde dann nur mit einer Niederlage enden. Aber jede Niederlage verbittert den Menschen nur und macht ihn unglücklich, treibt ihn zu neuen Kämpfen und damit zu neuen Niederlagen.“

„Ich sehe es anders, Frau Thora“, gab Renate rasch zurück. „Alles Leben ist Kampf . . .“

„Sie sind noch jung“, warf die andere voll Nachsicht ein. „Das Leben läßt uns nicht immer die Wege gehen, die wir gern gehen möchten.“

„Gewiß. Aber sich im voraus besiegt geben . . . nein, das kann nicht der rechte Weg sein.“

Der helle Eifer des Mädchens gefiel Thora. Sie ist ganz Hammerkotts Tochter, dachte sie.

„Für Sie auch nicht, Renate. Aber wir Menschen sind nun einmal verschieden. Und das ist gut so. Für manche aber gibt es keinen andern Weg, wenn sie sich im Kampf nicht nutzlos zerreiben wollen, weil sie noch andere Pflichten haben. Sehen Sie, Renate, Ihnen ist jetzt der Vater das Liebste. Aber Sie würden vielleicht auf ihn verzichten, wenn ein Mann in Ihr Leben träte, der Ihnen mehr bedeutete . . .“

Thora kerzten schwieg, ohne den Satz zu vollenden. Sie sah, wie ein heißes Gefühl dem Mädchen helle Röte in die Wangen trieb. Sie verstand dieses jähe Aufflammen und lächelte mütterlich.

„Du brauchst mir nicht zu antworten, Kind“, sagte sie und zog das große Mädchen zärtlich an sich. „Nun verstehe ich erst ganz, warum du heute zu mir kommst. Du konntest ja gar nicht eher kommen. Aber nun wird alles gut.“

„Thora, du beschämst mich mit jedem Wort . . .“

„Du großes Kind, du.“

„Und der Vater? . . . Er erwartet mich heute abend zurück . . . was soll ich ihm sagen . . .?“

„Daß er mich am Dienstag sehen wird, wenn er auf dem Nürburgring startet.“

*

Werner Hellingrath sollte sich nicht getäuscht haben, als er sich sagte, daß Meinders oder Terbrüggen bei allernächster Gelegenheit auf die Ereignisse des vergangenen Sonnabend zurückkommen würden. Er hatte sie durch sein Dazwischentreten

doch in eine zu komische Rolle gedrängt, als daß sie das so ohne weiteres vergessen würden. Es erheiterte ihn im stillen jetzt noch, wenn er die beiden vor sich sah, wie sie in grenzenloser Verblüffung seinem „Laubfrosch“ nachstarrten, dessen so plötzliches Auftauchen ihrem Streit ein so unerwartetes Ende gemacht hatte.

So saß er denn am Montag vormittag in seinem kleinen Werkbüro neben dem Maschinenaal der Förderanlage beim Frühstück, als Terbrüggen eintrat.

Daran war zunächst weiter nichts Auffälliges, denn auf seinen Kontrollgängen durch das Werk kam er sehr häufig hierher. Ungewohnt war nur seine betont freundliche Miene, die erkennen ließ, daß er diesmal nicht ohne besondere Absichten kam.

„Sie wollen einfahren, Herr Direktor?“ fragte Hellingrath nach kurzer Begrüßung.

„Ja. Ich habe da eben ihren letzten Wochenbericht vorgehabt und sehe, daß Sie mit dem Streckenvortrieb auf Sohle fünf nicht recht vorwärtskommen.“

Hellingrath nickte.

„Leider. Aber es ist so. Wir sind da auf seine sehr brüchige Strecke im Hangenden gestoßen, so daß die Zimmerleute mit ihrer Arbeit verschiedenlich . . .“

„Gut, gut“, fiel Terbrüggen unterbrechend ein. „Ich will mir das einmal selbst ansehen.“

Hellingrath packte sein Frühstücksbrot zusammen und wollte sich erheben.

„Aber nein, so ist das natürlich nicht gemeint, lieber Doktor“, wehrte Terbrüggen leutselig ab. Er zog sich einen kleinen Hocker heran und ließ sich neben Hellingrath nieder. „Ich will Sie beileibe nicht um ihre Frühstückszeit bringen. So sehr brennt es mir nicht.“

Der ungewohnt freundliche Ton erfüllte den andern mit Mißtrauen. Doch er vermied jede Gegenrede und wickelte sein Brot wieder aus.

„Also, wenn Sie nichts dagegen haben, Herr Direktor“, meinte er mit einem halben Lächeln, „Essen und Trinken hält bekanntlich Leib und Seele zusammen.“

Der andere nickte verstehend.

„Und nicht zu vergessen: die Lieb“, bemerkte er mit vertraulichem Zwinkern.

Hellingrath warf ihm einen kurzen Seitenblick zu. Da war es schon. Also hatte er sich in seinen Vermutungen doch nicht getäuscht.

„In diesem Punkte haben Sie als der Ältere sicher mehr Erfahrungen“, gab er angriffslustig zurück. „Ich kann da schlecht mitreden.“

Doch Terbrüggen steckte den Hieb ruhig ein. Er hatte noch mehr zu sagen.

„Nun . . . ich meine, wie Sie am vergangenen Sonnabend dem armen Kerl von Meinders das Mädels ausgespannt haben . . . einfach großartig, Verehrtester. Ich hatte alle Mühe, ihn zurückzuhalten.“

Hellingrath sah ihn überrascht an, als hätte er sich verhört.

„Sie . . .?“ fragte er dann erstaunt. „Sie haben Meinders zurückgehalten? Seit wann nehmen Sie denn soviel Anteil an meinem Wohlergehen?“

„Es handelt sich dabei weniger um Ihr Wohlergehen, als um das der Dame, die dabei in Frage kommt, Herr Hellingrath.“

Die sonderbare Betonung, die in diesen Worten lag, gefiel dem andern nicht. Jetzt schien es Ernst werden zu sollen. Nun gut . . . wie er wollte!

„Sie zielen natürlich auf Fräulein Schmidt ab?“ fragte er kurz. Terbrüggen nickte.

„Soviel ich vermute, haben Sie die Dame nach Köln gebracht?“

„Ja . . . und ich glaube, daß ich dazu keine besondere Erlaubnis der Direktion brauche.“

(Fortsetzung folgt.)

Bald ist's geschafft . . .



und dann beginnt die herrliche Abfahrt. Zur Freude der Wintersportler melden die deutschen Winterportgebiete prächtiges Wetter. (Wellbild, K.)

Vom „Berggeschrey“ bis zum Vierjahresplan.

Der sächsische Bergbau
einst und heute.

Von Konrad Haumann.

Barbara Uffmann

„Glück auf!“ — so klingt noch heute der Heimatgruß im Erzgebirge, dem Bergland mit der reichen Bergmannstradition. Durch fast 8 Jahrhunderte Erzgebirgskultur schreitet der erzgebirgische Bergmann. Sein Fleiß und die Fröndigkeit des Bodens brachten dem Erzgebirge beispiellose Blütezeiten, wie sie kaum ein anderes deutsches Land erlebte. Der Bergmann ist der Gründer zahlreicher Bergstädte, die sich über dem erzhaltigen Gestein in einer Dichte drängten wie in keinem andern Gebirge. Harzer Bergleute wurden als erste Fachleute seinerzeit nach Freiberg gerufen. Auf Kunde von neuen reichen Silberfunden, „auf ein neu Berggeschrey“, wie es damals hieß, eilten die Bergleute, auch Abenteuerer und Glücksritter, die durch den Bergbau schnell reich zu werden hofften, aus allen deutschen Gauen und fremden Ländern herbei. Jedermann stand ja damals das Schürfen auf Silber frei und wer fründig ward, dem wurde das in der Tiefe unbegrenzte Fundfeld im Umfang von 196 Quadratmeter zugeteilt. „Wo eyn man erz suchen will, das mag er thun mit rechte“, heißt es nach dem alten Bergrecht.

Um 1165 beginnt in Sachsen der Abbau.

Die erste Erzfundstelle ist Christiansdorf bei Freiberg. 1171 wird Freiberg gegründet. Der Sage nach soll im Jahr 1136 ein mit Salz von Halle nach Böhmen fahrender Fuhrmann im Wagengeleis ein Stück Blei gefunden haben, das sich als Silber erwies und den Freiburger Bergbau begründete. Im 15. und 16. Jahrh. nahm der Bergbau im mittleren Erzgebirge glänzenden Aufschwung, gefördert durch reiche Funde und technische Verbesserung der Schürfmethode. Damals wurden nicht weniger als 16 neue Bergstädte gegründet, darunter Schneeberg, Annaberg, Marienberg, Oberwiesenthal. Geradezu phantastisch muß der Silberreichtum Schneebergs gewesen sein, wo der Sage nach Mädchen beim Grasholen auf der Wiese pure Silberzähne abhieben, Pferde mit den Hufen blankes Silber zutage scharrten und ein Landesherr einmal an einer Silbererztafel von 400 Zentner Gewicht speiste.

In Freiberg standen von 1524—1600 716 Gruben in Betrieb. Die Gesamtausbeute an Silber soll etwa eine Milliarde Wert gehabt haben. Der Annaberger Bergbau hat bis zum Jahr 1600 etwa 20 Millionen Mark Reinertrag gehabt. Die Schneeberger Gruben brachten von 1471—1509 über 3200 Zentner Silber. Die jüngste der sächsischen Bergstädte ist das im Jahr 1654 von Plattener Erulanten gegründete Johanngeorgenstadt; von den 200 Schächten schürfte in der Blütezeit die Hälfte auf Silber.

Dem Zinnbergbau verdanken Ehrenfriedersdorf, Geyer, Thum, Neustädtel und Eibenstock ihre Gründung, im 15. Jahrh. Zinnwald und Altenberg im Osterzgebirge. 96 000 Zentner Zinn war hier die Ausbeute in den Jahren 1577—1599. Primitiv waren damals die Schürfmethode. Durch „Feuersehen“, das sind große Holzfeuer, machten die Bergleute im Berginnern das Gestein zu leichterem Abbröckeln morsch. Daraus entstanden die großen Bergdome, die eine Sehenswürdigkeit Altenbergs sind. Mancher Bergsturz wurde aber dadurch herbeigeführt, woran die mächtigen Bingen (Krater) von Altenberg und Geyer erinnern. In Seiffen — heute Hauptort der erzgebirgischen Holzspielwarenindustrie — wurde das Zinn im Tagebau gewaschen.

Auch Eisenerz wurde frühzeitig im Erzgebirge gefunden, in Elterlein im 12. Jahrh. und in Grünhain. Im 15. Jahrh. blühte der Eisenergbau im Amt Schwarzenberg auf (1937 das Ziel Hunderttausender zur „Feierhmd“-Ausstellung), das im Jahr 1860 seine bedeutendste Förderung von 42 000 Tonnen erreichte. Der sächsische Eisenergbau erlosch im Jahre 1901 mit dem

Ausblafen des letzten Hochofens bei Zwickau.

Auf die beispiellosen Blütezeiten der erzgebirgischen Bergstädte folgten erschütternde Notzeiten. Der 700jährige Freiburger Silberbergbau fand durch die Einführung der Goldwährung und den anhaltenden Sturz der Silberpreise sein Ende. Nach liberalen Wirtschaftsprinzipien war der Bergbau nicht mehr lohnend! Waren bei der Verstaatlichung des Freiburger Reviers im Jahre 1886 noch 71 Gruben in Betrieb, 6500 Bergleute und Bergbeamte beschäftigt bei einer Erzförderung von 29 000 Tonnen, so mußte hier am 30. September 1913 die letzte Schicht verfahren werden. In Seiffen griffen die Zinnbergleute bereits im 16. Jahrh. zum Schmelzmesser und begründeten die dortige Holzspielwarenindustrie. In Annaberg wurde

durch Einführung der Bortenwärferei (1514—1575) zur Wohltäterin; der 30jährige Krieg fügt dem Annaberger Bergbau unaufbringbaren Schaden zu, gleichwohl fuhr der letzte Bergmann im Jahr 1892 seine letzte Schicht. Der letzte Marienberger Schacht wurde 1903 geschlossen. Den Eibenstocker Zinnbergleuten lehrte 1775 Klara Angermann das Tambourier-Sticken. Die Umstellung auf neue Erwerbszweige sind harte Zeiten für die betreffenden Gebiete gewesen, als der Erzlegen verfiel!

Während des Weltkrieges sah der erzgebirgische Bergbau einen neuen Aufschwung. Die Erzvorkommen der Altenberger, Ehrenfriedersdorfer, Schneeberger und Johanngeorgenstädter Schächte wurden stark abgebaut. Wismut z. B. wurde als unentbehrlicher Bestandteil für Medikamente benötigt. 1932, dem Jahr des Krisenhöhepunktes, ist der erzgebirgische Erzbergbau völlig erloschen. Kein Erzbergmann steht mehr in Brot.

Mit der Machtübernahme durch Adolf Hitler setzt auch der Wiederaufbau

ein. Heute stehen bereits wieder Gruben in Betrieb und haben die Förderung aufgenommen. 1000 Erzbergleute fahren wieder ein. Für die nächsten Jahre wird mit einer ansteigenden Produktion der fördernden Gruben gerechnet. Inzwischen wurden auch neue Lagerstätten erschlossen. Nach vollendetem Aufbau wird der erzgebirgische Bergbau wieder wichtige Bedeutung in der deutschen Rohstoffversorgung erlangen.

*

Große Bedeutung kommt auch den sächsischen Steinkohlenlagern zu, die neben den preußischen und saarpfälzischen Gruben die wichtigsten in Deutschland sind.

Die Zwickauer Steinkohlenlager

gehören zu den in Europa am frühesten erschlossenen Lagern. In bescheidenem Maße wurde Zwickauer Steinkohle bereits im 14. Jahrh. verwandt. Erst die Erfindung von Dampfmaschine und Eisenbahn und die starke Industrialisierung ließen den Steinkohlenbedarf ins Gigantische anwachsen und brachten Anfang des 19. Jahrh. den gewaltigen Aufschwung. 1830 wurde das Lugau-Deisnitzer Revier erschlossen. Der Zwickauer Vorrat wurde 1913 auf 85 Millionen Tonnen, der Lugauer auf 125 Mill. Tonnen geschätzt. Das sächsische Steinkohlenggebiet schuf Deutschlands zweitgrößtes Industriegebiet um Chemnitz. Die Belegschaft der Steinkohlenschächte betrug 1913 13 000 Mann. 1932 standen noch 8500 Mann in Arbeit. Heute schaffen bereits 18 000 Mann im sächsischen Steinkohlenbergbau, der in seinen Methoden oft richtunggebend gewesen ist. Einzigartig z. B. ist der Abbau der Gewerkschaft „Gotteslegen“, die als der modernste Steinkohlenbetrieb gilt und ständig von in- und ausländischen Fachleuten studiert wird. U. a. war der Plattener Kohlschacht mit 1082 Meter Tiefe lange Zeit der tiefste Schacht der Welt.

Mit Erz- und Steinkohlenbergbau erschöpft sich Sachsens Bedeutung als Bergbauland durchaus nicht! Besonders wichtig sind

die großen sächsischen Braunkohlenlager

des Leipzig-Bornaer und Zittau-Hirschfelder Revieres. 8000 Bergleute, etwa ein Zehntel der gesamten Braunkohlenbelegschaften, stehen in den sächsischen Revieren in Arbeit. Der Abbau der seit zwei Jahrhunderten bekannten Lager erfolgt im billigeren Tagebau. Der sächsische Braunkohlenbergbau nahm in den 80er Jahren einen raschen Aufstieg, als die Brikettpressen eingeführt wurden. Im Zuge der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik erstand 1935 die erste sächsische Braunkohlenschmelzerei. Böhlen bei Leipzig rühmt sich nun der größten Schmelzanlage der Welt! Durch seine großen Vorräte schmelzwürdiger Kohle wird Sachsen eine wichtige Aufgabe auf dem Gebiete der heimischen Treibstoffversorgung zugewiesen, denn seit jüngster Zeit wird die sächsische Braunkohle auch vergaszt. So wird z. B. die Stadt Zittau neuerdings ausschließlich mit Braunkohlengas versorgt.

*

Vom „Berggeschrey“ bis zum Vierjahresplan . . . Seit der Nationalsozialismus die Macht übernahm, geht es im sächsischen Bergbau wieder erfreulich aufwärts. Nicht nur daß Tausende Bergleute wieder in Arbeit und Brot gekommen sind, sondern der sächsische Bergbau ist berufen, an der wichtigen Rohstoffversorgung Deutschlands aus eigenem Boden tatkräftig und erfolgreich mitzuarbeiten.

Orakel und Spektakel in der Silvesternacht.

Ja, hat denn der sonst so nachdenkliche Deutsche in der Silvesternacht seine beherrschte Haltung plötzlich verloren, indem er sich einer fast südländisch anmutenden Poffenfreude hingibt? Ist dieser Spektakel mit dem Brummen der Waldteufel, dem Knallen der Böller, dem Knacken der Knarren und dem Zischen der Frösche geistloser Überwitz und Selbstbetäubung — oder steckt doch vielleicht ein tieferer Sinn dahinter?

Schon in grauer Vorzeit haben unsere Vorfahren beim Jahreswechsel geläutet und rumort. Den Germanen erschien die Winterruhe als ein Lummelplatz unholder Dämonen. Wenn Hagel und Graupeln auf's Dach schlugen und die Vorstellung vom wilden Heere Wotans lebendig wurde, dann fürchtete schlichter Sinn eine Zerstörung der in Frost und Finsternis verborgenen Felder. Junge beherzte Bauernburischen machten sich darum in den geweihten Nächten um Sonnenwend, Julfest und Jahreswende auf, um mit gewaltigem Getöse gegen die elementaren Störenfriede anzugehen. Das Blasen auf Rinderhörnern, das Klatschen mit Geißeln fand dann in neuerer Zeit seine Ergänzung in Gewehrschüssen und Raketen. Der Mensch ist sich heute noch kaum bewußt, daß sein Spektakel, der vom Kanonenböllern zum Knallbonbon, vom Alphorn zur Quietschtrompete, vom Geisterkampf zum Silvesterkerz herabsank, einst den Acker vor Wachstumsdämonen und das Vieh im Stalle vor Hexen und Teufeln schützen sollte.

Aber im Bauern ist heute noch etwas davon lebendig. Wenn der junge Bauernburische in der Neujahrsnacht Schüsse über die Felder richtet, wenn der Hofbesitzer vielerorts noch um's Haus geht, an jeder Hausecke einen Schuß abgibt und drei weitere Schüsse — also zusammen wohlgezählte sieben — über Garten und Rain abfeuert, so ist das uralter Krieg gegen die finsternen Mächte des Schicksals. Der Schuß über den Baumkronen soll die Bäume aus dem Winterschlaf wecken, damit sie sich rüsten zu neuer Blüte und Frucht. Und wo kein Jagdgewehr im Gehöft ist, da wirft die Jugend Topfscherben und Bruchglas an's Haus, um aus der vorgeweihten Nacht des jungen Jahres Kobolde und Alben zu verschrecken. Laute

Leztjahnacht — gutes Folgejahr! Das ist der uralte Sinn des Silvesterpektakels.

Und in diesem Spektakel steckt zugleich auch schon etwas von der Zukunfts-Schau, die noch heute der Silvesterfeier ihren besonderen Reiz gibt. Wer ist zu dieser Stunde nicht von dem Wunsche besetzt, ein wenig hinter dem großen Vorhang zu schauen, der den Blick in das neue Jahr noch verbirgt? Wir möchten dem Geschick etwas in die Karten gucken, und so ist das Orakel eine unsterbliche Silvesterbeschäftigung. Großmutter sticht mit der Stricknadel in die Hauspostille und grübelt über den ihr gewiesenen Spruch nach. Der Bauer geht in den Stall. Liegen die Kühe auf der rechten Seite, atmet er erleichtert auf. Die Hausgehilfin wirft den Pantoffel über die Schulter und weiß nun ganz genau, ob sie im neuen Jahr in der Stellung bleibt oder sich verändert, je nachdem, ob die Schuhspitze zur Tür oder zur Stube zeigt. Das Töchterlein schält sorgfältig einen Apfel und wirft die ungerissene Spirale um Mitternacht hinter sich; das Geschlinge soll ihr den Anfangsbuchstaben vom Vornamen des Zukünftigen verraten. Mehrere Mädchen zusammen schreiben wohl in der Silvesternacht mit Kreide ein Alphabet an die Tür und tippen mit verbundenen Augen auf den geheimnisvollen Buchstaben. Im ostdeutschen Lande greift jedes heiratslustige Mädchen aus einem großen Holzstapel ein Scheit. Ist es lang, so ist ihr ein großer Mann in kurzer Zeit gewiß. Ist das Holzstapel trumm, rau, kurz oder zackig, so gibt es entsprechende, teils gutgläubige, teils mutwillige Deutungen. Und so ist auch das Bleigießen nur eine Nachahmung alter ländlicher Bräuche.

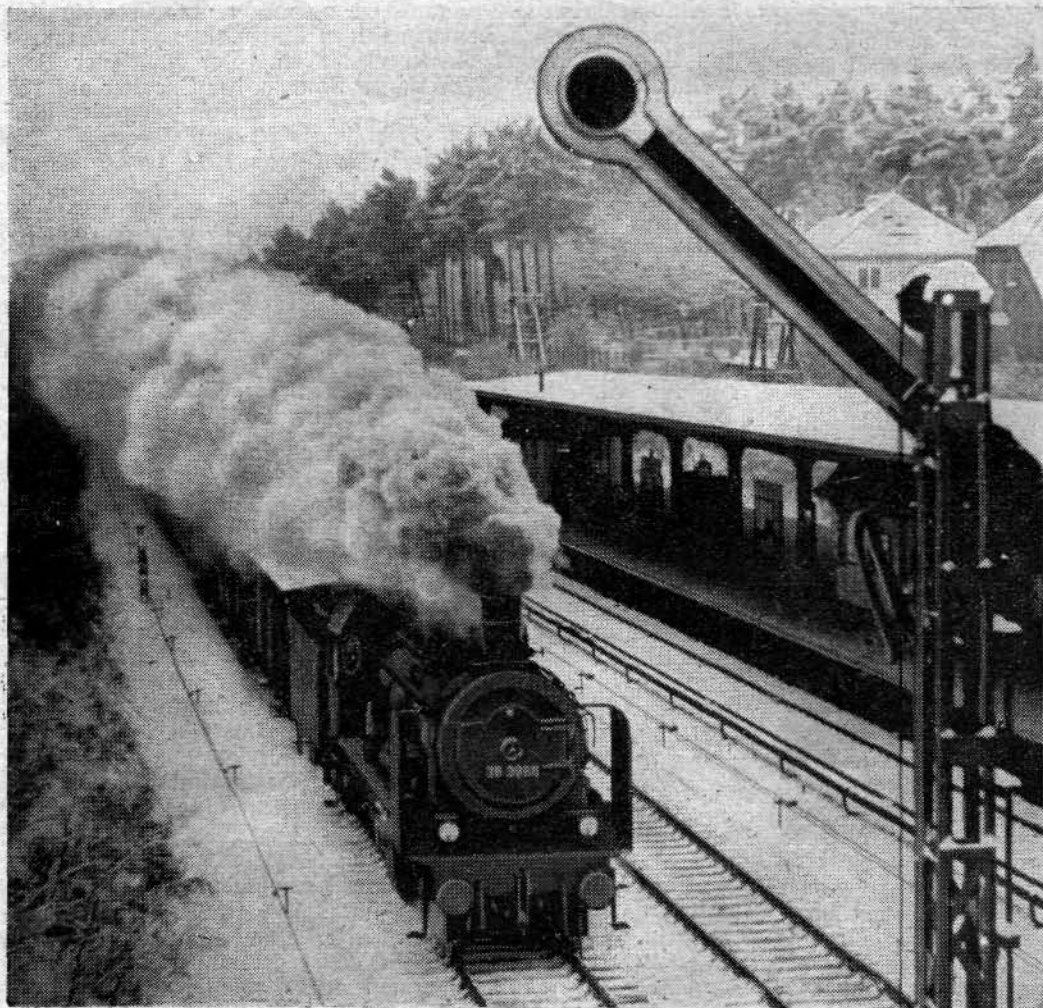
Punkt zwölf, so lautet noch in manchen Gegenden die Vorschrift, soll man in seiner einsamen Stube dreimal seinen Namen rufen (beileibe aber nicht auf dem Kirchhof). Dann wird eine Erscheinung verraten, was das kommende Jahr bringt, doch hütet euch, warnt die alte Großmutter, das Gesicht zu verzehren, da es „sonst stehenbleibt“. Wer sich nach dem Silvesterpunsch noch einen geweihten Gegenstand unters Kopfkissen legt, wird dann — wie der Volksmund meint — die Geheimnisse des neuen Jahres ganz bestimmt erfahren.

So offenbaren Orakel und Spektakel nach alter Ueberlieferung das Geschick in der Nacht, die zwei Jahre miteinander verknüpft. Und ist es auch nur Einbildung, in ihr steckt Hoffnung und diese ist vielleicht die stärkste Triebkraft unseres Handelns.

Laßt alte Sünden im alten Jahr!

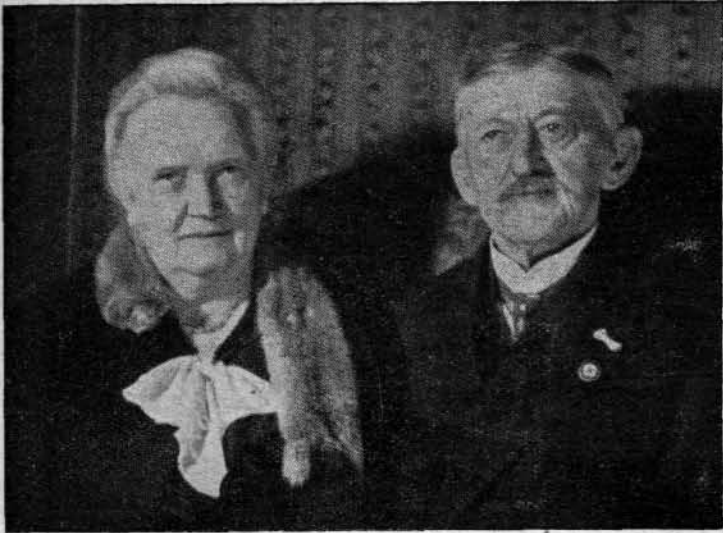
Im kaufmännischen Beruf ist die Aufstellung einer genauen Bilanz am Jahresschluß etwas Selbstverständliches, in unserem privaten Dasein dagegen halten sie die wenigsten für nötig. Wenn wir indessen einmal besinnlich unsere Schubkästen und Schubladen unseres Schreibtisches aufmachen würden, würden wir oft selbst erschrecken über das, was uns da an unerledigten Dingen entgegenfällt, entgegengrinst.

Dem braven Hausferrn purzeln eine erkleckliche Anzahl unerledigter Briefe und Postkarten entgegen, die man schon so lange beantworten wollte, aber natürlich auch nicht dazu kam. „Der alte Freund Johannes, sieh da, hat mir von seinem Urlaub aus Italien einen Gruß geschickt, den ich ihm nie erwidert habe. Nett von ihm, wirklich anhänglich! Wie es ihm wohl jetzt ergehen mag?“ Anstatt nun aber die Feder in die Hand zu nehmen (es ließe sich ja sehr leicht feststellen), rät ein kleiner Teufel



Glückhafte Fahrt ins Neue Jahr!

(Weltbild, K.)



feierten inmitten ihrer Kinder und Enkel ein bekannter Freund unserer Heimat, Oberlehrer und Kantor i. R. Robert Müller und Frau geb. Mai, die, aus Ober- bzw. Unterwiesenthal gebürtig, jetzt in Köpfchenbroda leben und sich besser Gesundheit erfreuen. Robert Müller ist schon frühzeitig mit seinen Erzgebirgs-erzählungen an die Öffentlichkeit getreten. Sein erstes Gedicht „Mei Wiesenhol im Schnee“ entstand, als er das Annaberger Lehrerseminar besuchte. Er ist ein langjähriger Mitarbeiter unserer Zeitung, der nicht nur mit seinen Dichtungen, sondern auch mit seinen mannigfaltigen Vorträgen von Land und Volk des Erzgebirges kündete. Bereits 1911 wurde er mit dem Goldenen Ehrenzeichen des Erzgebirgshauptvereins ausgezeichnet und im Laufe der Jahre zum Ehrenmitglied vieler Zweigvereine und Landsmannschaften ernannt. Anlässlich der goldenen Hochzeit wurde das Jubelpaar mit einer Glückwünschurkunde des Führers und Reichskanzlers ausgezeichnet. Wir wünschen den beiden rüstigen Erzgebirglern noch viele Jahre Gesundheit!

im Rücken: „Mensch, das ist doch unmöglich, einen so alten Freund kannst du doch nicht mit einer Karte abspeisen!“ Schon wandert die Karte vom Forum Romanum also wieder zurück in das Schreibtischschubfach. Man wird bestimmt zu gegebener Gelegenheit an ihn denken. Er soll der erste sein, der dran ist. Jawohl, aus der Gelegenheit wird nie etwas. Trifft man sich dann nach Jahren wieder, heißt es, ein wenig ölig, das Leben hat uns grausam auseinander gebracht, aber die Gesinnung gegen dich ist immer noch die alte geblieben. Das ist nun gewiß für den anderen schwer glaubhaft, aber man freut sich der eigenen Vortrefflichkeit, und wie geschieht man diesen Weisheitspruch einer universalen, immer passenden Lebensphilosophie anzubringen verstanden hat, gegen den sich praktisch doch beim besten Willen nichts mehr erwidern ließ.

Zu den alten Sünden, die man nicht, wenn es irgend geht, mit ins neue Jahr nehmen soll, gehören auch kleine, sogenannte Lepperschulden. Da hat die Schneiderin ein Kleid geändert. Man hatte es furchtbar eilig und verlangte, daß sie das zuerst machen müsse. Man sei doch eine so alte Kundin. Und nun wartet die Schneiderin — sie würde niemals mahnen, um die Kundschaft nicht zu verlieren — seit Oktober auf das Bezahlen ihrer Rechnung. Man könnte noch viele andere Beispiele bringen. Oft ist die Handlungsweise geradezu unverantwortlich, weil man genau weiß, wie bitter notwendig auch der verhältnismäßig kleine Betrag für den Beteiligten zu seinem Lebensunterhalt ist.

In gewisser Weise ist das zur Neige gehende Jahr doch stets ein Abschied vom bisherigen Leben. Darum laßt alte Sünden, im alten Jahr!

Dr Seiltänzer offen Felsenkallergarten.

Nach einer wahren Begebenheit
erzählt von Oskar Arenberger.

Wenn mir sich of die Zeiten vor 55—60 Gahrn besinnt, wu. de Posementen (mir saht aa Juden) su laut ginge on te Mensch ohne Arbeit war, do muß merich warflich bedauern, daß de Mode von Posementen net mehr viel wissen will.

De Posementierer, mr tat se aa Schpesscheideltrater nenne, soßen drhem in ihrn Posementierschul on macheten Franzen on Trassen. De Motter on de Kinner mußten bis in dr Nacht nei Quastle machen, Franzen drehe on Kugeln leime. Sonn-obnds wur bluß bis zemittog gearbeit, dr Wäschkorb harge-liefert. Su e Sonnobnd war dr schänste Tog von dr ganzen Woch, weil de Motter Gald mietbränge tat on allerhand Frasserei.

De Posementengeschäfte hatten mit ihrn Kaufleiten schwere Arbeit ze leisten, oft ging's bis ne anern Tog früh, da de Butenleit von de Dörfer kame erscht nochmittogs ganz spet. Domols ging noch ke Omnibus on a kene Eisenbahn, die arme Leit mußten lafen.

Wenn nu die Warn alle eigange warn, mußten se in Kisten verpackt warn, die manichsmol mit Blach ausgeschlogn wurn und ins Ausland verschickt warn.

Die gunge Kaufleit mußten schuffen wie verwarrit. Oder dos muß mr sogn, de Gehälter warn gut, on wenn su e gongs Bärschl in Englisch on Fransösisch fort konnt, dar wur bezohlt wie e hucher Beamter.

An schänsten hattens die Posementierer, die gleichzeitig ne Verleger machen taten, wenn de Fraa geschickt war on salber Muster entwerfen konnt.

Nochmittogs im viere warn die Posementenverleger nim-mer ze halten, do ging's in verschiedene Stammkneipen, zum Beischpiel zon Kunz-Anton (heit Langer-Schorf), Büttner-Korel, Falsentaller, in dr Börsche zum Kunz in dr Karten-gass', on wos de Fraßgofchen warn, die ginge naus zon Weiß in dr Schinderei (heit wuhnt in dan Häusel dr Stadtförchter). Do gobs Hoosbrotan an aa Schnizle vom Pfar. Da do drau-ßen wurn die Pfar geschlacht, die e huchs Alter offen Buckel hatten on wu mr de Rippen gut zehln konnt.

Ne merichten Spaß ober gabs uhm offen Falsen, bein alten Nasfler. Dr alte Nasfler war su e langer Maa on hatt' immer sei Grußvaterkappel auf. Ar kam nie off dr Stroß raus on soll mit 60 Gohrn noch seine Bräutigamsstiefeln gehat hobn. Dort verkehret täglich dr Waber-Edeward, dar Stee-drucker war. Es war es großer Spaßvugel, wenn dar sei Maul aufst, mußten alle lachen. Ar jann immer hie on har, wos ar wieder mol machen konnt. Dr Edeward war nett gar su groß, mit schwarzen Locken. Wenn 's domols schu Schie-hats-Konferenzen gegabn hätt, ar wer ohne Preis net aus-gange, un wenn 's e Trostpreis gewasn war. Mol saht dr Waber-Edeward: „Wißt Ihr, wos iech mol machen möcht, iech stopp en Maa aus, dar Seillafen lerne muß.“ Natürlich ging e groß Gelachter lus. Dr Hengst-August, dar miet zum Stamm-tisch gehörn tat, saht: „Mit Dir stimm't's gar nimmer, wie willst Du da an ausgestoppten Maa Seillafen lerne.“ Dr Ede-ward saht: „Paßt auf, Ihr Kinner, in 8 Togn gieht's lus.“

Vier Generationen einer Tannenberger Familie



zeigt dieses Bild. Der Urgroßvater ist der 72jährige Händler Os-wald Hofmann aus Tannenberg (2. von rechts), links der Groß-valer, der in Kiel lebende Rudolf Hofmann (52 Jahre), rechts der Enkel (27 Jahre) mit seinem 1½jährigen Sohn, dem Urenkel Oswald Hofmanns.

Mehr als ein Halbjahrhundert im Dienste des Erzgebirgswaldes



Stehen die beiden in Schindelbach geborenen Waldarbeiter Oswald Siegert (rechts), der 50 Jahre im Staatsforstrevier Schindelbach tätig ist und 10 Jahre auf dem Rittergut Rückerwalde treue Dienste leistete. Hermann Siegel (links), der seit 50 Jahren ebenfalls im Staatsforstrevier Großrückerwalde beschäftigt ist und zuvor 5 Jahre auf dem Rittergut Rückerwalde arbeitete. Wir wünschen den treuen Heimatföhnen, die die würzige Luft unserer Wälder lüchlich jung erhalten hat, noch viele Jahre Gesundheit und Schaffenskraft.

On wartlich, noch 8 Togn wur bekanntgemacht: Dienstag, den 15. Juli, findet im Felsentellergarten eine Seiltänzervorstellung statt. Beginn abends 9 Uhr, Eintritt 10 Pfennig.

Schu halb neine war nett bluß dr Garten gefack voll, sondern a in den Gassel beim Falsentaller standen de Menschen Kopp an Kopp. Dos warn natürlich die Leit, die ne Reigrosch sparn wollten. Na, dos Sel war aufgespannt, dodrauf stand dar Maa, mit ener Balancierstang in de Händ, unten an de Füß hing e Gewicht.

Ihe hielt nu dr Edeward ene Apsch on saht: „Meine sehr geehrten Herrschaften, racht vieln Dank fer dan grußen Besuch. De Vorstellung nimmt ihrn Afang. Zer Musit (e Ziehharmonikapieler on e Trommler) schrier ar nüber: „Bitte Musit!“ Ar packt dan Maa an Arm a on wollten führn, ober dar Dingerich tat sich gar net mußen, ar ging net von dr Stell. Dr Edeward saht: „Wos hot 's dä heit mit Dir, gestern wie

Es fließt böser aus . . .



als es in Wirklichkeit war. Wir meldeten kürzlich, daß ein Lastwagenzug, der in Annaberg von der Feldgasse in die Fleischer-gasse einbiegen wollte, ins Rulichen kam, wobei der vordere, unbeladene Wagen sich quer über die Straße stellte und der vollbeladene Anhänger durch eine Hausecke gestoppt wurde. An dem Haus ist nur geringfügiger Schaden entstanden. Es konnte freilich schlimmer kommen — eine Mahnung für alle Kraftfahrer, rechtzeitig alle Sicherungsmaßnahmen gegen die Straßenglätte zu ergreifen. (T. A. W.-Bilderdienst.)

iech probiern tat, lieffte wie e Davidl, on heit setze Dein Nischel auf. Ar zug ne an Arm, su darb, doß ar gleich ne Ärmel in dr Hand hatt'. Natürlich ging beim Publikum e gruß Gelachter lus.

Nu fing dr Waber-Edeward ze schreie a: „Jech ka mirsch net denken, warim 's heit gar net klappen will. Jech glab, 's ka do dra liegn, doß dos Sel net steil genug aufgemacht is. Dos läßt sich heit ober net ändern. Jech moß de Vorstellung obbrachen on off en annern Tog verschiebn. Ueberhaupt möcht iech fer dr nächsten Vorstellung en annern Platz wähl'n, dä dar Garten do hiere is ze kle. Jech war e moi mitn Bellevuewert reden, ob iech die Seillaferei vielleicht do draußen abhalten ka. Dä dort ka iech dos Sel viel steiler aufziehe, domiet mehr Schwung nei kimmt.“

Nu hatt' 's oder bei dan ganzen Zuschauern gesuhten. E grußer Lärm broch lus, de Leit schriern: Betrug, Schwindel, Gald wieder raus, dr Polezei malden. Dr Edeward schrier nu in seiner größten Angst: „Bitte Ruhe, Ruhe, iech ka doch net drfür. Ihr Gald ka iech net wieder raus zohn bei dar grußen Menschenmenge. Sie hobn doch Ihre Eintrittskart on die hot a Giltiget fer dr nächsten Vorstellung in Bellevue.“

Die Schimpfereien on dos Bleken dauerten noch ene Weil, on do drbei tat sich dos Volk noch on noch vertrubeln.

Als nu dr Edeward mitn Bellevuewert gered't hat, sproch ar a mitn Musikdirektor Stahl (die Kapelle war domols sehr berühmt). Dr Edeward hot Glück gehat, Herr Stahl war bereit, ne musikalischen Teil ze übernehmen.

Ungefähr 14 Tog dernoch stiegt in Blatt: Montag, den 2. August, abends 8 Uhr, Konzert, ausgeführt von der Stahlischen Kapelle, verbunden mit einer Seiltänzer-Vorstellung im Bellevue-Garten.

Dar grüße Bellevuegarten war stark besetzt, es mußten sogar noch Tisch on Stühl eigeschubn warn. Bald tat ene Trompet dos Signal zom Afang gabn.

De Musikanten soßen unten, von dr Wiesenbodstroß rauf on entgegengesetzt war dar Seilläfer aufgestellt. Of en Tisch drauf stieg dr Waber Edeward on gob 's Zechn zom Afang. Dr Musikdirektor gob mit sein Taktierstaßl 's Zechn zum Beginn dr Musit.

Nochdam nu dr Edeward ne Seilläfer en flen Schubs gab, fing ober dar Karl a ze saußen, dä dos Sel war dosmol ganz steil aufgezogen. Off emol rennt doch dar Dingerich nei in de Musiker, haut de Notenständer übern Hausen, dr Musikdirektor Stahl krieget de Balancierstang an Kopp on sloch von sein Tritt runter, de Baßgeig war dan Spieler gleich aus dr Hand gerissen, e Trompeter, dar gerode zom Bloßen afegen wollt, wur im Gesicht verlegt, dos glei 's Blut kam, on de Notenblätter logn unten rim wie gefäht.

Es tat natürlich e grußer Aufstand entschtiehe, verbunden mit viel Lärm.

Dr Waber-Edeward wur gesucht, war ober net ze finden, ar war ausgerissen. Do nun bei dan Vorfall fene Menschen arnstlich verlegt wurn sei, entstand ene grüße Lust on Heiterket on dos Konzert nahm bal wieder sein Afang.

Lange Bahr wur noch von dar Seillaferei gered't on natürlich a von dan Beraftalter.



Glückbringer für 1938. (Weltbild, K.)